

Interview Katja Früh : die Frau hinter Lüthi & Blanc

Autor(en): **Vollenwyder, Usch / Früh, Katja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung**

Band (Jahr): **78 (2000)**

Heft 11

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-725307>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Katja Früh

Katja Früh wurde 1954 als Tochter des Filmemachers Kurt Früh und der Schauspielerin Eva Langraf in Zürich geboren. Nach der Ausbildung in Berlin und kurzer Tätigkeit als Schauspielerin hatte sie vor allem als Theaterregisseurin und Hörspielautorin immer wieder Erfolg. Katja Früh ist verheiratet, hat zwei noch schulpflichtige Kinder und lebt in Zürich.

Die Frau hinter Lüthi & Blanc

700 000 Zuschauerinnen und Zuschauer leiden und fiebern mit, wenn es bei Lüthi & Blanc um Macht und Liebe, um Geld und Betrug, um Beziehungen und Verrat geht. Jeweils am Sonntagabend flimmert über jedes dritte eingeschaltete Fernsehgerät die bisher grösste und teuerste Schweizer Soap. Katja Früh, Drehbuchautorin dieser Seifenoper, erzählt der Zeitlupe von ihrer Arbeit.

VON USCH VOLLENWYDER

Erzählen Sie uns den Schluss der Familiengeschichte Lüthi & Blanc?

Da ist kein Ende vorgesehen.

Nichts kann die Produktion der Serie noch stoppen?

Doch, fehlendes Geld natürlich. Für Schweizer Verhältnisse ist Lüthi & Blanc eine kostspielige Produktion. Die Studios sind teuer, die Schauspieler kosten viel, der Aufwand ist riesig. Auch sinkende Einschaltquoten könnten das Ende von Lüthi & Blanc bedeuten.

Die Einschaltquoten sind steigend?

Wir haben einen harten Platz am Sonntagabend. Da gibt es «Big Brother» auf TV3 und Spielfilme auf anderen Sendern. Aber mit einem durchschnittlichen Marktanteil von 33 Prozent sind wir zufrieden.

Wie bekamen Sie den Auftrag, das Drehbuch für Lüthi & Blanc zu schreiben?

Das war ein langes Prozedere und ein aufwendiges Auswahlverfahren, denn eine so grosse Produktion war bisher in der Schweiz noch gar nie gemacht worden. Beim Fernsehen kannte man mich von meinen Radiohörspielen und vom Theater her. Eigentlich war es wie bei einem Architekturwettbewerb: Man gibt Projekte, Drehbücher und Konzepte ein. Daraus wird eine Auswahl getroffen. Am Schluss ist man noch zu dritt, schliesslich zu zweit. Dann bekam ich den Auftrag ...

Welches waren die Vorgaben vom Schweizer Fernsehen?

Die Geschichte musste in allen drei Landesteilen spielen. Und irgendwie sollte der «Röstigraben» thematisiert werden.

Was gefällt Ihnen an der Form der Seifenoper?

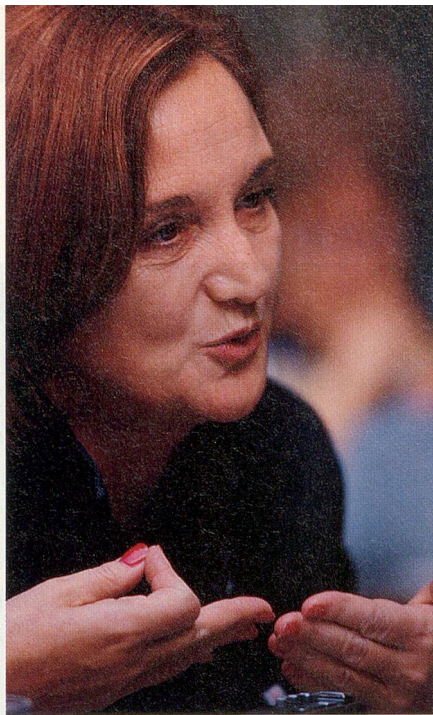
Ich schreibe gern Dialoge. Ich liebe es, eine einmal angefangene Geschichte weiterzuspinnen. Ich will übers Leben erzählen, wie ich es sehe, und Lustiges und Trauriges einflechten. Eine Soap ist das Leben im Zeitraffer. Alles geschieht in einer halben Stunde – eine Scheidung, eine Beerdigung und eine Hochzeit. Innerhalb der Klischees, die zu jeder Seifenoper gehören, möchte ich mich mit einem Augenzwinkern bewegen, sodass die Zuschauer sagen können: «Das ist bei uns manchmal auch so...»

Von Kulturschaffenden und Literaturkennern wird die Seifenoper eher belächelt...

Solche Kritiker sollen zuerst einmal genau hinschauen. Wer die Form der Seifenoper schon zum Voraus ablehnt, hat ein Vorurteil. Eine Seifenoper kann einem gefallen – oder eben nicht, okay. Aber jede Arbeit kann gut oder schlecht gemacht werden, nur wir hier in der Schweiz unterscheiden zwischen Unterhaltungs- und «richtiger» Literatur. Für mich ist beides wichtig.

Erzählen Sie uns, wie Ihre konkrete Arbeit aussieht.

Der Produzent, die verantwortliche Fernsehredaktion, meine Koautorin



Christa Capaul und ich halten zunächst die wichtigsten Stränge der Geschichte fest: Wer mit wem, wann, wo... Als Nächstes wird die Erzählung niedergeschrieben und erst in der dritten Phase entstehen die Drehbücher mit den Dialogen. Im Fernsehen wurden bis jetzt etwa dreissig Folgen gesendet, ich schreibe aber schon irgendwo zwischen der 76. und 85. Folge. Die Drehbücher schreibe ich allein, sehr gefühlsmässig, einfach drauflos. Ich kenne die Figuren ja so gut, die sprechen schon fast von selbst.

Haben Sie eine Lieblingsfigur?

Nein, eine Lieblingsfigur habe ich nicht. Ich habe schon Figuren, die mir näher sind als andere, die mir am Herzen liegen und bei denen ich das Gefühl habe, ich hätte viel von mir persönlich hineingelegt. Aber da kann ich nicht nur von einer Figur reden. Dazu gehören die Wirtin Lilian, auch der Bösewicht Frick und der Schoggifabrikant. Die Frauenfiguren verkörpern alle verschiedene Facetten von mir.

Dann bauen Sie zu Ihren Figuren eine Beziehung auf...

Ja, sie werden irgendwann zu Freunden oder Nachbarn, die mit mir leben.

Haben Sie für Ihre Figuren konkrete, lebendige Vorbilder?

Nein, sie sind alle zusammengestückelt.

Also ein bisschen Schwiegervater, ein bisschen Hausarzt...

...ja, dann noch dieser Freund und jene Familie. Manchmal erfinde ich auch.

In welche Ihrer männlichen Figuren würden Sie sich verlieben?

O, Sie sind gut... (überlegt, lacht). Also, ich finde alle Männer bei Lüthi & Blanc nicht gerade zum Verlieben. Aber wenn schon – vielleicht am ehesten in einen Mann zwischen Rohner und Frick und natürlich in den Schoggipatron, in Hans Heinz Moser.

Kommt der Augenblick bei Ihnen, wo Schauspieler und Ihre Figur identisch werden, wo Sie also Hans Heinz Moser plötzlich als Schoggifabrikanten erleben?

Nein, das gibts nicht.

Eine Seifenoper ist das Leben im Zeitraffer

Wer ist er denn für Sie – Moser oder der Patron?

Moser, ganz klar. Natürlich gibt es Besetzungen, die sich ganz nahe sind. Aber dann gibts auch andere: da sind Schauspieler und dargestellte Person völlig anders. Zum Beispiel Lilian: Ihre Rolle könnte ich gar nicht mit ihr als Person vermischen. Sie ist eine Schauspielerin, die eine andere Person richtiggehend herstellt.

Ist das die grosse Schauspielkunst, wenn jemand wirklich in eine andere Rolle hineinschlüpfen kann?

Es gibt zwei Arten von Schauspielern: Solche, die sich verwandeln und eine ganz andere Rolle spielen. Die sind wie Chamäleons. Dann gibt es Schauspieler, die immer sich selber sind und bei sich bleiben.

Sie sind selber auch Regisseurin. Bei Lüthi & Blanc jedoch führt jemand anders Regie. Gibt das keine Konflikte?

Es kommt schon vor, dass ich sage: «Das habe ich mir anders vorgestellt, das hätte ich anders inszeniert.» Ich musste lernen, loszulassen und den Regisseuren zu vertrauen. Im Drehbuch schreibe ich aber ganz genau auf, wie ich die Szenen gerne hätte. Der Regisseur macht sie

dann meist etwas freizügiger – es verkauft sich besser.

Die Sendung ist ja wirklich züchtig.

Wir kommen auch sonntags um acht, da schauen auch Familien und Kinder zu ...

Welches ist Ihr Publikum?

Am häufigsten schauen Frauen zwischen vierzig und fünfzig Jahren die Serie. Ältere Menschen haben manchmal Mühe, weil die Szenen so schnell wechseln. Das finde ich schade, denn für mich sind gerade sie ein wichtiges Publikum. Wir geben uns jetzt Mühe, den Rhythmus etwas zu verlangsamen.

Für ältere Menschen haben Sie auch Hörspiele geschrieben. Dreihundert davon wurden während sieben Jahren im Memo-Treff gesendet. Dafür bekamen Sie 1992 den Radiopreis. Wie kamen Sie – relativ jung – dazu, für ältere Zuhörerinnen und Zuhörer Sendungen zu machen?

Ich finde ältere Leute spannender als junge – einfach, weil sie mehr erlebt haben. Auch glaube ich, dass ältere Leute gar nicht so besonders anders sind als junge. Vielleicht war es gerade diese Haltung, die den Memo-Treff zum Erfolg führte: Ich schrieb, wie ich selber Alltagsdinge empfand, und legte sie älteren Menschen in den Mund.

Auf der anderen Seite machten Sie auch Kindertheater – Sie schaffen scheinbar den Spagat zwischen Alt und Jung?

Mir selber kommt das gar nicht so vor. Das sieht vielleicht nur von aussen so aus. Kindertheater machte ich vor allem mit Patrick Frey vom «Götterspass». Wir spielten einfach das, was unseren eigenen Kindern Spass machte.

Dann haben Sie die Begabung, die Leute von Jung bis Alt zu begeistern.

Ich würde eher sagen, ich habe eine Intuition für Menschen, ob die nun jung sind oder alt. Ich spüre zu ihnen und ihren Alltagsorgen und -freuden eine besondere Nähe.

Sie waren Schauspielerin, sind Regisseurin, Drehbuchautorin und Familienfrau. Wie bringen Sie alles unter einen Hut?

Fragen Sie mich etwas Leichteres ... Irgendwie schaffe ich es. Meine Kinder

sind jetzt auch schon älter. Für sie hatte ich eine sehr gute Schule, eine Tagesschule. Ohne diese Tagesschule hätte ich wahrscheinlich nicht alles geschafft. Seit mein Mann Bundeshausredaktor ist, ist die Familienorganisation wieder etwas schwieriger geworden. Er ist mehr weg als früher. Ich schlage mich halt so durch wie alle Frauen.

Kein schlechtes Gewissen?

Immer. Ich kenne keine Frau, die Beruf und Kinder problemlos miteinander verbinden kann. Das schaffen wohl nur die Männer. Dabei schaue ich oft meine Kinder an und denke: «Wir haben es doch gut, ich brauche wirklich kein schlechtes Gewissen zu haben.» Richtig schreiben kann ich übrigens auch erst, seit ich eigene Kinder habe. Vorher war ich oft philosophisch, etwas abgehoben. Jetzt stehe ich mitten im Leben und weiss, wovon ich schreibe.

Ihr Vater, Kurt Früh, war der bekannte Regisseur von Schweizer Filmen wie «Hinter den sieben Gleisen» oder «Dällebach Kari». Haben Sie seine Begabung geerbt? Wenn ich das wüsste... Vieles kann man lernen: Die technischen Kenntnisse, das Drehbuchhandwerk. Allerdings kann man das «gewisse Etwas», das ein gutes Werk schliesslich ausmacht, nicht lernen.

Haben Sie je daran gedacht, dass Sie einmal das Gleiche machen würden wie Ihr Vater?

Nie! Wie mein Vater? Das hätte ich mir nie zugetraut! Ich war sehr bescheiden. Ich habe aufgeschaut zu Regisseuren und Drehbuchautoren, als wären sie Halbgötter.

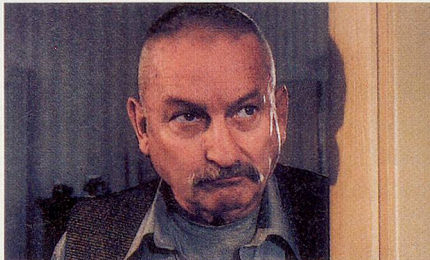
Und irgendwann haben Sie dann doch gemerkt, dass Sie sich in den Fussstapfen Ihres Vaters bewegen.

Ja, das habe ich gemerkt – obwohl ich es immer noch nicht so empfinde. Mein Vater hat richtige Werke gemacht, hat selber geschrieben, inszeniert, Filme gedreht – so arbeite ich ja nicht. Ich schreibe im Auftrag, auch wenn ich darin versuche, so persönlich wie möglich zu sein. Mein Vater hat seine Werke vom ersten Satz bis zur letzten Klappe selber erschaffen.

Haben Sie als Kind seine Filme überhaupt als das Werk Ihres Vaters wahrgenommen?

Ich habe viel mehr in Erinnerung, wie er bei der Aufführung seiner Filme aufgeregt und nervös war und bei schlechten Kritiken halb krank wurde.

SFDRS



Lüthi & Blanc – die grosse Schweizer Seifenoper

Im Mittelpunkt der Geschichte steht die traditionsreiche Schokoladenfabrik «Chocolat Blanc» im Waadtländer Jura. Finanzkrisen und Familienkonflikte beeinträchtigen den Erfolg des Unternehmens. Lüthi & Blanc erzählt von Spannungen, Beziehungen, Karrieresprüngen und Niederlagen in diesem Familienunternehmen. Dabei wird geliebt und gestritten, sich getrennt und versöhnt. Vor allem vor den ungeahnten Folgen der Liebe ist kein Familienmitglied gefeit, weder der patriarchale Patron Jean-Jacques Blanc (Bild) noch seine Tochter Catherine, der ungeliebte Schwiegersohn Martin Lüthi oder die jüngste Generation Lüthi.

Lüthi & Blanc folgt den Regeln der klassischen Soap: Eine Folge dauert eine knappe halbe Stunde, spielt in der Gegenwart und endet immer in einem dramatischen Augenblick des Geschehens. Ein Ende der Geschichte ist nicht vorgesehen. Erfunden wurde die Soap Opera tatsächlich von einem Seifenfabrikanten Ende der Zwanzigerjahre in den Vereinigten Staaten: Mit Hilfe von täglichen Radio-Fortsetzungsgeschichten versuchte dieser, sein Seifenprodukt noch besser zu verkaufen.

Ihre Mutter hat die Situation jeweils wieder beruhigt?

Meine Mutter hat alles ausgeglichen. Sie hat meinem Vater auch bei seiner Arbeit geholfen, war sehr stark und hat psychisch viel getragen.

Was würde Ihr Vater zu Lüthi & Blanc sagen?

Mmm... Er wäre sicher kritisch bis ein bisschen böse bis ein bisschen eifersüchtig bis ein bisschen... er wäre einfach alles.

Aber er wäre stolz auf Sie?

Ja, das glaube ich.

Sie arbeiten hin und wieder mit Ihrer Schwester Jessica zusammen, einer ausgebildeten Schauspielerinnen.

Ja, auch in Lüthi & Blanc. Sie spielt darin die Sekretärin vom Bösewicht.

Ist die Zusammenarbeit schwieriger oder einfacher, wenn man sich so gut kennt?

Spontan gesagt: Eher schwieriger, weil man sich noch mehr füreinander verantwortlich fühlt und sich noch weniger voneinander abgrenzen kann. Umgekehrt kann es auch ein Vorteil sein: Man spricht die gleiche Sprache, hat den gleichen Hintergrund, die gleiche Familie und den gleichen Humor.

Stehen Sie selber auch wieder einmal auf der Bühne?

Nein, sicher nicht. Vielleicht mit neunzig, weil ich finde, dass die Schauspielerei eine gute Art zu altern ist.

Haben Sie besondere Visionen für die Zukunft?

Das ist ein grosses Wort. Es müsste sich aus der jetzigen Arbeit etwas weiterentwickeln. Vielleicht ein Film, jedenfalls sollte es etwas Geschlossenes, Ganzes sein, etwas von mir persönlich... Eine Aufgabe, bei der ich nicht mehr so viele Kompromisse eingehen müsste.

Also doch ein eigenes Werk – wie Ihr Vater.

Natürlich, letztlich... Das sage ich jedoch nicht so gern. Aber das ist schlussendlich der Traum von jedem Kunstschaffenden: ein eigenes, persönliches Werk zu schaffen.